

KULTBUCH SPITALIER

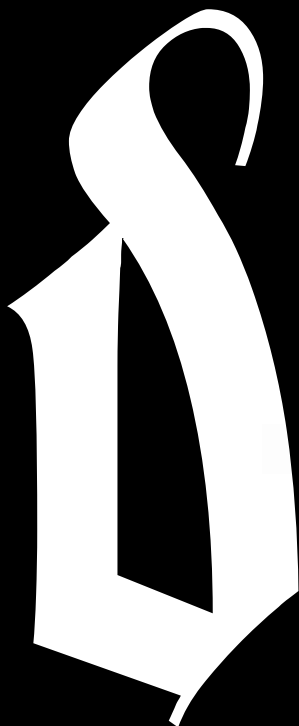
WORK IN PROGRESS PREVIEW

DANZIG
TEIL EINS



Infos zum Entstehen dieses Kapitels finden Sie unter

[HTTP://WWW.DEGENESIS.DE/INFO_DIARY_SPITS13.HTML](http://www.degenesis.de/info_diary_spits13.html)



DANZIG AM SCHEIDEWEG

Die Sommer werden immer kürzer, aus flockigem Schnee wird ewiges Eis. Die Eisbarriere wächst, ertränkt die Ruinen und sendet als Vorboten einen frostigen Wind in den Süden. Einige Blaukiefern trotzen noch der Kälte, doch in den meisten ist nicht mehr Leben als in einem trockenen Stück Knochen. Sie warten auf ihr Ende. Die Schneelast lässt schließlich ihre Äste wie Kristalle splintern und entkleidet sie.

Hier oben, so nahe an der Eisbarriere, überlebt nichts. Es gibt keine Nahrung, deine Haut gefriert und reißt in der Kälte, der Nordwind treibt Eiskristalle wie Glassplitter vor sich her.

Trotzdem gibt es Menschen hier, und diese Menschen sind keine Flüchtlinge oder Sträflinge, die dazu gezwungen wurden, durch Rinnen aus Schnee zu stapfen, nein, sie sind hier, weil sie genau hier sein wollen und müssen. Hier, das ist Danzig, die letzte Bastion der Menschheit in diesen Breiten: Eingefasst in Eis liegt die Stadt wie ein überfrostedes Stück Kohle in blau-weißer Einöde.

WIR NÄHERN UNS

Tagelang stapfen wir durch die Kälte, queren ein ungestümes Meer aus knirschendem Eis, während die Knochen nach Pause schreien und der Atem unter den Tüchern nach Hunger stinkt.

Einige der Ärzte tragen Augenbinden und stolpern an ein Seil gebunden hinter ihren Kameraden her. Schneeblindheit: Erst brennen die Augen nur, dann fühlen sie sich vernarbt und staubig an. Du willst den Dreck aus ihnen herausreiben, doch das macht es nur schlimmer. Lass sie in Ruhe. Tränen sammeln sich auf den geröteten Unterlidern; einmal zwinkern, und die Flüssigkeit rinnt kalt über die Wangen, wo sie innerhalb von zwei Atemzügen gefriert. Schließt du die Augen, erblüht vor dir eine schwarze Sonne, umspielt von rotem Plasma. Es braucht Minuten, bis sie erlischt und das Nachlicht des Schnees von der Netzhaut weicht. Es wird Zeit für die Augenbinden. Das grobe Leinen nimmt dir nicht ganz die Sicht, aber es mindert die gleißende Helligkeit. Wenn du erstmal in Danzig bist, wirst du für ein paar Tage die Nachtschicht übernehmen, und deine Augen sind wieder frisch wie polierte Marmorkugeln.

Danzig.

Da vorne flattern rote Bänder an einer Stange. Jeder hat sie gesehen. Alles wird gut: Die Stadt ist nicht mehr weit. Es sind weitere fünfhundert Schritt, bis wir erkennen können, wie viele Bänder dort flattern: Es sind drei. Das bedeutet, dass wir vom Kurs abgekommen sind und uns jetzt nordwestlich halten müssen. Zwei Bänder hätten bedeutet, dass Danzig in nordnordwestlicher Richtung läge. Ein Band: Gerade nach Norden. Falls der Trupp zu weit nach Westen geraten wäre, würden jetzt blaue Bänder vor ihm im Wind knattern, aber

die Bedeutung wäre ähnlich wie bei den roten: zwei Bänder stünden für Nordnordosten, zwei für Nordosten. Eines allein gibt es nicht.

Wir hangeln uns von Markierstange zu Markierstange. Meistens sehen wir vor uns in der Ferne einen unruhigen Farbfleck und steuern auf ihn zu. Wenn der Schnee wieder dichter fällt und der Tag zu einer rauschenden Dämmerung verdirbt, halten wir uns an unsere Führer. Meistens ist einer mit einem Kreiselkompass dabei; die Magnetkompass sind hier draußen zwischen den Sporenfeldern nutzlos.

Die erste Stange sichteten wir zehn Kilometer vor Danzig, dann etwa jeden Kilometer eine weitere. Scheiße, wer hat sich die Mühe gemacht, die alle aufzustellen? Man sollte ihm einen Becher heißes Destillat ausgeben.

Der Schneefall nimmt zu. Vereinzelt ragen steile Hügel aus der Eiswüste – das sind alte Bauten, einige eingestürzt unter der weißen Last, aber alle von ihr erstickt. Dort vorne ist eine Trasse: Sie glitzert im Mittagslicht, aber sie wurde zweifellos vom Schnee geräumt; die Spikes unter den Schuhen klacken auf dem Asphalt und ziehen Furchen in die dünne Eisschicht. Hohe Schneewälle türmen sich zu beiden Seiten: Das muss die Rinne sein – die Straße nach Danzig.

In vielleicht einer Stunde sind wir da.

PERIPHERIE

Die Natur hatte Jahrhunderte, um Moosteppe über Asphalt auszugießen; Efeu kroch Ziegelwände empor, Pilze fraßen sich in Möbel, Fichten sprossen auf urvölkischen Straßen, tasteten mit ihren Wurzeln nach Spalten. Nadeln, Laub und verrottetes Holz bildeten eine dünne Krume, die der Nordwind aufwirbelte und sie im Windschatten der urvölkischen Bauten wieder frei ließ. Was der Mensch der Natur abgetrotzt hatte, forderte sie jetzt zurück: Der Pachtvertrag war abgelaufen und würde nicht erneuert werden. Die äußeren Viertel Danzigs explodierten in grüner Pracht, während sich die Sippen der Stadt ins Zentrum zurückzogen.

Dann kam die Kälte.

Die Moose verdorrten zu einer braunen Matte, die Bäume erstarrten, der Efeu hing strähnig wie das Haar Ertrunkener von den Bauten. Frost kroch in den Boden. Die Erinnerung an diese Tage lebt nur noch in den Köpfen der Alten weiter und wird schon bald mit ihnen sterben. Wer heute auf den gefrorenen Block des Hohen Tors klettert, sich auf dem Schrägdach an eine der verwitterten Löwenstatuen stützt, die Schutzbrille mit den behandschuhten Daumen von Eiskristallen befreit, der erblickt vor sich eine weiß gepuderte Ebene, und in sie hineingedrückt ein konturloses Labyrinth aus Gassen und Straßen. Der Schnee liegt dort meterhoch, und willst du dich bis hinab auf die Straßenebene graben, greift dein Spaten schon nach den ersten Stößen knirschend in Eisschichten, die sich weiter unten zu einem blauen Panzer verdicken. Und das, bevor du auch nur das zweite Geschoss freigelegt hast. Aber wer sollte sich die Mühe machen? Dort draußen in der

Peripherie Danzigs gibt es nichts, wonach es sich zu graben lohnen würde. Alles Brennbare aus den Bauten wurde schon vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten in die Lager der Sippen gezerzt und ins Feuer gestoßen.

FLUSSLAUF

Die Weichsel ist ein kristallines Band, das sich in der Mittags- sonne glitzernd durch Danzig windet, eingefasst von Mauern aus Kalksteinblöcken. Pulverschnee weht über die vereiste Fläche, zerreißt an kleinsten Erhebungen zu Schleiern und verwirbelt. Eiskristalle knirschen unter den Stiefeln. Dort vorne greift die erstarrte Weichsel unter einer Brücke hindurch. Geschwungene Bögen tragen die Gesteinslast, und breit ist die Brücke, dass eine ganze Wiedertäufer-Rotte nebeneinander darauf laufen könnte. Blinde Lampen auf hohen Stangen flankieren den Gehweg, eine jede ragt stolz und ungebeugt in den Himmel, ganz so, als sei das Urvolk nur kurz fort gegangen und würde schon morgen zurückkehren, um die Lampen erneut mit knisternder Elektrizität zu füllen. Auf allem liegt feiner Frost, Eiszapfen wachsen dem Wind entgegen.

Der erstarrte Strom teilt sich auf, umschließt ein mit rechteckigen Kanälen angefressenes Stück Land. Kräne wie skelettierte Raben wachen über frostblaue Hallen und vom Eis zerquetschte Schiffe. Ein Schemen huscht über das Deck eines gefangenen Stahlkolosses. Möglicherweise ist es eine Spaltenbestie, obwohl sie hier draußen selten gesehen werden. Vielleicht auch ein Schrotter, der schon wie Hunderte vor ihm in die kalte Tiefe des Tankers hinabsteigen will, um Schätze zu finden, die es nie gab.

Weiter geht es die Weichsel entlang über eisenharte Schneewehen. Dort drüben, ins rechte Ufer gepresst die steinerne Blume: Festungswälle, quadratisch im Grundriss, aber an den Ecken erweitert um gewaltige Pfeile, so dass der Bau von oben wie ein Eiskristall anmutet. Darin eine kreisrunde Mauer, in deren Zentrum ein Turm thront. Oben im Zinnenkranz schwelen noch die Holzscheite. Rauchfäden kräuseln sich in den Himmel. Dort draußen in der Eisbarriere muss eine Expedition unterwegs sein, und das Feuer hat ihr in der Nacht den Weg gewiesen. Wer auch immer es entfacht hat, jetzt wird er in den Heitztürmen oder der Kalten Maria untergekommen sein – in der Festung lebt niemand, dazu ist es zu kalt.

Der Wind fegt ungestört von den Eisfeldern im Norden herab in die Stadt und haucht jedem eine ungesunde Blässe ins Gesicht, die tief ins Fleisch bis auf die Knochen schneidet. Gefrorene Augäpfel seien die Spezialität des Nordwinds, dröhnen die Orgiasten den Neuankömmlingen aus Borca entgegen und schlagen sich auf die Schulter, dass Wolken aus Pulverschnee aufstieben.

Weiter geht es nicht. Das blaue Band verschmilzt hier mit der Landschaft: Endlose weiße Weiten; überzuckerte Schiffe ragen wie verendete Seeungeheuer aus dem Meer aus Eis.

FLUSSBRAND

Die Spitalier hassen die Weichsel. Faltet man einen der alten Pläne auf und folgt dem Verlauf des Flusses bis zu seinem Ursprung (ohne sich von den zahlreichen Zuflüssen ablenken zu lassen), verharrt der Finger schließlich auf den Westbeskiden, an der Schnittstelle Pollen/Balkhan. Aber das war vor über 500 Jahren so. Jetzt haben die Wasser aus Pandora die alten Flussbetten erobert und versenden die Saat des Primers als tanzende Knospen oder Sporenketten ins ganze Land. Auch bis hinauf nach Danzig.

Die Weichsel mag gefroren sein, doch durch sie ziehen sich zahllose Adern, heiß und fiebrig vor Fäulnis. Vor Jahrzehnten noch haben Nomaden aus dem Süden Löcher ins Eis geschlagen, um an das warme Wasser zu gelangen. Sie schlepten es in Eimern in die Häuser, und manchmal zappelte ein Trilobit oder einer dieser kugelförmigen Käfer darin – eine Delikatesse, mit einem nussigen Geschmack und eiweißreich. Aber auch durchdrungen von Fäulnis. Die Myzele fraßen sich in die Magenschleimhaut und gaben Sporen in den Blutkreislauf ab, wucherten ins Hirn und verdickten den Liquor zu einem nassen Wattebausch: Selbst die experimentellen Ex-Derivate der Epigenetiker hätten einen derart versporteten Menschen nicht retten können.

Im Danziger Spital erzählen sich die Famulanten Geschichten von fäulniszerfressenen Leibern, die in den nördlichen Stadtvierteln in den Kellern liegen, vom Kältetod überrascht und für die Ewigkeit konserviert. Nur ein heißer Sommer, und die Kadaver würden erblühen. Fäulnis würde in die Fundamente wuchern, hinauf in die Bauten und hinaus. Wie Dunst würde sie durch die Häuserschluchten wallen. Nur ein Sommer, und unter Danzig würde das größte Muttersporenfeld Pollens explodieren mit Wällen hoch wie Drangpanzer. Aber das ist nur eine Geschichte, die die gefrorenen Gesichter der Neuankömmlinge rötet und für Abwechslung sorgt im blauen Einerlei der Stadt.

Dennoch, die Weichsel ist eine Gefahr. Die Preservisten haben Schluss gemacht mit den Wasserentnahmen, und die Hygieniker wachen darüber, dass vergessen bleibt, dass ein warmer Strom unter dem gefrorenen Band verläuft.

DIE SCHLACHTRINNE

Wer durch die Nordwestrinne stapft, hat das Danziger Spital als Ziel. Vorher gelangt er jedoch an die Schlachtrinne.

In der letzten Nacht war Vollmond; also ist heute Anlieferung. Die Schlachtrinne ist am frühen Morgen nicht mehr als eine weiße Mulde neben dem ausgebrannten Skelett eines Backsteinbaus, mit aufgeworfenem und überfrorenem Kopfsteinpflaster. Wenn die Mittagssonne jedoch ihre Strahlen über die Weichsel schickt und den Platz in goldenes Licht taucht, nimmt ein Jahrzehnte altes Ritual seinen Lauf:

Drei in dicke Pelze gehüllte Gestalten marschieren in die Schlachtrinne. Sie stellen sich dicht zusammen und reden leise miteinander, so dass sich ihre fellbesetzten Kapuzen berühren. Einer von ihnen hat einen Sack über die Schulter geworfen, den er mal von der einen in die andere Hand wechselt, aber nicht ablegt. Die drei Gestalten blicken immer wieder zur Sonne auf, schätzen die Zeit („mindestens zwölf Uhr“, „niemals, höchstens zehn Uhr; siehst du dort den Turm, ja da ist einer, aber schlecht zu sehen im Schnee, verdammt, du siehst doch die Schattenseite; auf jeden Fall, wenn die Sonne in einer Linie darüber steht...“). Die drei gehen ein paar Schritte, drücken die Arme enger an den Körper, die Gesprächsthemen gehen ihnen aus. In der Ödnis der polnischen Eiswüste lernst du zu schweigen, hier funktionierst du nur.

Die Sonne steht inzwischen bei ausgestrecktem Arm drei Handbreit über dem Horizont; sie hat ein gutes Stück nach Süden hinter sich gebracht. Rufe wehen zu den Gestalten herüber. Endlich. Sie starren über die Schlachtrinne hinweg nach Südosten, beschirmen ihre Augen vor der Sonne, und tatsächlich, dort drüben schieben sich unförmige Berge durch den Schnee: Sipplinge des Westja-Clans, traditionell (und wohl auch aus praktischen Beweggründen) unter unzähligen Fellschichten begraben; einige Felle sind festgezurrut mit Kordeln oder Darmschnüren, andere wurden lose übergeworfen. Einer der Sipplinge trägt auf der Körperachse einen Streifen hellgrauen Fells; „die Muster sagen etwas aus über die Hierarchie, oder nennen wir es bei diesen Wilden eher Hackordnung“ raunt eine der Gestalten der neben ihr zu.

Jetzt ist zu erkennen, dass hinter dem Gebirgszug aus Fellen mehrere Rinder und Pferde hertrotten. Die Tiere sind zottelig, die Köpfe halten sie geneigt, ihre Wimpern und Nüstern sind eisverkrustet.

Sie haben einen langen Weg hinter sich, durch Kälte und endlose Tundra, und wenn man auf der Karte ihre Route mit dem Finger nachfährt und sich die enorme Distanz bewusst macht, dann wird einem schnell klar, dass der Westja-Clan das sicherlich nicht für eine Handvoll Pillen auf sich genommen hat.

Der Einsatz für die Gestalt mit dem Sack: Sie schlägt ihre Kapuze zurück (eine Frau mit rasiertem Schädel) und hebt die Hand. Der Sippling mit dem Fellstreifen erwidert den Gruß, zieht ebenfalls seine Kapuze zurück und entblößt eine verfilzte graue Matte, die eins zu sein scheint mit dem ebenso grauen Bart, die für Augen und Nase nur ein helles T ausspart. Beide ziehen die Kapuzen wieder über und gehen aufeinander zu. Die Frau reicht dem Mann den Sack, den dieser öffnet, hineingreift und eine breite Klinge herauszieht. Hervorragend geschliffen, aber mit grobem Stein, was das Metall zerkratzt aussehen lässt. Fürs Protokoll: Das Messer ist desinfiziert und – viel wichtiger – es ist zertifiziert. Von den drei Gestalten,

denn es sind Hygieniker.

Drei Fellberge führen ein Pferd nach vorne, legen ihm Schlingen um Beine und Hals. Das Tier scheut, doch Fellstreifen streicht ihm über den Kopf und redet leise auf es ein. Es beruhigt sich. Die Hygieniker betrachten das Pferd, einer blickt ins Maul, ein anderer drückt seinen Kopf an die Flanke des Tieres und lauscht auf Herzschlag und Lungengeräusche. Keine Auffälligkeiten. Alle drei nicken: Zertifiziert. Fellstreifen blickt sie an, dann das Pferd. Seine Brust hebt und senkt sich, er wechselt die Klinge in die linke Hand, holt aus. Mit einem Hieb rammt er das Metall in den Nacken des Pferdes, schneidet tief durch Fettgewebe und Sehnen, und für einen Augenblick sieht es aus, als hätte es festes Gelee zertrennt – die beiden Hälften schwingen hin und her. Dann explodiert das Blut aus der Wunde, das Tier krampft, tritt aus, aber Beine und Hals sind unter Kontrolle der Westjas, die sich das andere Ende der Seile um die Unterarme geschlungen haben. Fellstreifen zieht das Beil aus dem Fleisch, holt erneut aus, schlägt. Das Tier bricht zusammen.

Das ist nur die erste Schlachtung an diesem Tag, und beileibe nicht die letzte. Das Fleisch, um einen Monat lang etwa dreihundert Spitalier zu versorgen, muss heute vorbereitet werden. Gut drei Ochsen und drei Pferde werden es diesmal sein.

Die Westjas häuten die noch warmen Kadaver und zerlegen das Fleisch, die Hygieniker nehmen Proben und zerdrücken sie zwischen Glasträgern, suchen nach Würmern und Sporenbefall. Es wird gewogen, verzeichnet, zertifiziert. Am späten Nachmittag, wenn die Farbe aus dem Tag weicht, kommen Famulanten aus dem Spital herbei; sie schleifen Kisten hinter sich her. In diese Kisten schaufeln sie unter Aufsicht der Hygieniker frischen Schnee, legen das Fleisch hinein und bedecken

alles wieder mit Schnee. Sie schließen die Kisten, die Frau klebt Siegelstreifen (uralt und verwittert, da steht etwas von „Zollbänderole“) an zwei Stellen vom Deckel ausgehend bis über den Unterteil, so dass die Kiste nicht zu öffnen ist, ohne mindestens ein Siegel zu zerreißen. Dann schleppen die Famulanten die Kisten zurück.

In der Abendsonne wird die Schlachtrinne dampfen; der Schnee ist zu rotem Matsch zertrampelt. Aber schon nach zwei Tagen, wenn der Winter seinen weißen Mantel erneut über dem Platz ausgebreitet hat, wird nichts mehr an das Gemetzel erinnern.

IN DER STADT

Der Sommer vertreibt den Winter nicht mehr aus den Gassen. Eiszapfen wachsen an den vorspringenden Dächern; werden sie nicht abgeschlagen, lässt ihr Gewicht die Balken bersten. In dicke Felle gehüllte Spitalier schaufeln Gehrinnen oder stoßen Schnee von Dächern und Brücken. Die Hauptstraßen sind tiefe Einschnitte im ewigen Weiß, gerade breit genug, um einen Karren durch sie zu ziehen. Die Wände der Häuser verschwinden hinter pappigem Schnee.

Friert ein Organismus, verengt er das außen liegende Aderngeflecht und bewahrt sich so die Wärme im Inneren. Die Danziger sagen, das habe er sich bei ihnen abgeschaut und lachen dabei kehlig (die Luft ist trocken: es klingt wie ein Husten). Tatsächlich konzentriert sich alles Leben in Danzig auf einige wenige Orte – alles, was nicht unbedingt nötig ist, wurde in den letzten Jahrzehnten aufgegeben und abgestoßen.



HEIZTÜRME

Die Luft ist heiß und trocken und riecht nach Harz. Flammen lodern aus einem kreisrunden Loch, lecken an dem blasigen und tiefschwarzen Gusseisen. Einen Schritt vor, die Augen geschützt mit einer gerußten Glasplatte, blicken wir in den Ofen von Schlot II: Ein scharfer Luftzug lässt die Holzscheite aufglühen und krachen, Funken stieben in die Höhe, die Flammen tosen. Die Kessel über uns strahlen eine schmerzhaft Hitze ab, die Nadeln der Druckregler zittern sich in den roten Bereich, und jetzt hörst du, wie das Wasser braust und sich stoßweise durch die noch kalten Rohre presst. Anfangs ist es ein Saugen und Schmatzen, wenn es Luftblasen überwindet und aus den Ventilen drückt, doch dann erstirbt die Geräuschkulisse zu einem monotonen Rauschen.

Aus dem Kessel drängen Dutzende Rohre, ein jedes für einen bestimmten Bezirk. Folgen wir diesem einen mit der gelben Markierung: Es stößt in die Höhe, schwingt elegant in die Waagerechte und stößt in die Baracken, gelangt von da nach draußen, dick isoliert und trotzdem dampfend, sticht aber sofort wieder durch eine Backsteinwand, verläuft krüppelig wie ein Ast auf welligem Holzboden, steigt in die Höhe, knickt weg, durchquert eine Küche. Das Rohr fühlt sich noch immer lauwarm an, aber es reicht nicht mehr, um die Behausungen zu heizen. In mehreren Schlingen kehrt es zurück in den Heizturm, wo das jetzt kalte Wasser wieder in den Boiler strömt.

Die zwei Heiztürme: Wie eine Zahnkrone auf ein zerstörtes Gebiss gesetzt wird, wurden die Heiztürme Danzig aufgedrückt, aber von einem Zahnarzt, der gerne und viel mit Drähten fixiert, immer wieder herum um die Stümpfe, Risse mit Metall abdeckt, das hält. Die Türme sind heute Ungetüme aus Blechen, Stahlringen und Bolzen, die im Wind knarren und schwanken. Spitalierkreuze in rissigen Farbfetzen prangen auf ihnen, verloren zwischen einem Wust aus Heizrohren.

Die Türme stehen etwa einhundert Schritt auseinander, und zwischen ihnen und um sie herum drängen sich Hütten und Häuser, einige mit hohen aber schmalen Sichtschnitten, die sich gut mit Lumpen verschließen lassen, die meisten fensterlos; alle nach Norden zeigenden Fassaden sind verstärkt und innen mit Stoff verhängt. Zwischen den Bauten schlängeln sich Gassen und Hohlwege, über Brücken aus Stahlseilen gelangt man über tiefe Gebäudeschluchten. Rohre aus verbeultem Blech durchziehen die Siedlung wie Wurzelwerk, verästeln sich, laufen als parallele Stränge über die Wände der großen Baracken, hangeln sich an Drahtwerk von Haus zu Haus. Alles ist darauf ausgelegt, die Hitze aus den Heiztürmen einzuschließen und nicht entweichen zu lassen.

Es ist feuchtwarm hier. Es tropft von der Decke, die Wände sind nass und schimmelig; Vorhänge und Decken riechen muffig und sind klamm. Der Schweiß in deinen Stiefeln ist nach sechs Monaten immer noch derselbe, den du zu Anfang dort abgelassen hast. Nur ist er jetzt ranzig und mit Auszügen diverser Desinfektionsmittel versetzt. Fast alle, die hier arbeiten und leben, haben Entzündungen und Pilz zwischen den Zehen. Du riechst es. Nur wer Füße und Überzieher jeden Tag am offenen Feuer trocknet und dabei nicht mit Kalk und Destillat spart, hat eine Chance, davon verschont zu bleiben.